

werden können (175). Diese Rahmenliturgie könne dann aus dem Brauchtum einzelner Gebiete und Völker angereichert werden (179). Die Grundstruktur der Liturgie von übermorgen glaubt G. in der — wie er sie nennt — „klassischen Liturgie“ des 4./5. Jh. finden zu können (178).

An dieser Stelle hat jedoch bereits die Kritik einzusetzen. Die Liturgie dieser Zeit ist noch sehr wenig erforscht. Darauf weisen bereits die von G. angeführten Zeugnisse hin. Diese sind keineswegs repräsentativ für die Liturgie des 4./5. Jh. Sie sind nur Bruchstücke und vermitteln kein abgerundetes Bild der „klassischen Liturgie“. Zu der historischen Darstellung selbst ist zu sagen, daß sie voller Hypothesen steckt, die jeder Beweiskraft entbehren, bzw. noch nicht genügend untersucht sind. Es ist hier leider nicht Platz genug, um auf alle Einzelheiten einzugehen. Nur ein paar Beispiele sollen herausgegriffen werden, um die Arbeitsweise des Verfassers zu charakterisieren.

S. 74 führt G. einen Text aus dem „Liber apologeticus“ des Tertullian an, der von der Feier des Herrenmahles sprechen soll. Mit diesem Zitat möchte er nachweisen, „daß in Nordafrika noch an der Wende vom 2. zum 3. Jh. der ursprüngliche Ritus der Eucharistiefeier in Verbindung mit der Agape üblich war“. Das ist eine vollkommen willkürliche Interpretation des Textes. Tertullian spricht in diesem Abschnitt nur von den sog. „Agapen“ (gemeinschaftlichen Mahlzeiten); die Eucharistie erwähnt er gar nicht. Auch aus dem Zusammenhang des Kapitels ergibt sich nicht, daß diese Agapen mit der Eucharistiefeier verbunden waren.

S. 79 heißt es, aus einem Schreiben des Bischofs Valerian an Ambrosius gehe hervor, daß die Kirche von Aquileja in Disziplin und Ordnung der von Alexandrien gefolgt sei. Daraus gehe nun weiter hervor, daß in Aquileja die Eucharistiefeier mit der Agape verbunden gewesen sei. Zunächst einmal handelt es sich in Wirklichkeit um einen Brief der auf dem Konzil von Aquileja versammelten Bischöfe an die Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius. Auf Grund von Sprache und Stil hat dieser Brief wohl Ambrosius zum Verfasser, der auf dem Konzil eine bedeutende Rolle gespielt hat. Zudem ist bisher noch nicht nachgewiesen, daß „ordo“ und „dispositio“ sich auf den Ritus der Liturgie beziehen. So ist diese Stelle also kein Beweis im Sinne G.

S. 117 lehnt G. mit Berufung auf einen Artikel Engberdings aus dem Jahre 1948 die Auffassung ab, daß in der sog. Ägyptischen Kirchenordnung die „Traditio apostolica“ des Hippolyt v. Rom vorliegt. Der Vf. scheint nicht zu wissen, daß seit 1948 eine Reihe von Arbeiten erschienen ist, die sich kritisch mit den Ausführungen Engberdings auseinandersetzen. Solange G. nicht wirklich neue Argumente gegen die allgemeinvertretene These vorbringen kann, muß seine Ablehnung als rein willkürlich erscheinen.

Bereits diese drei Beispiele zeigen, daß man sich für eine kommende ökumenische Liturgie nicht auf die geschichtliche Darstellung G. stützen kann. Trotzdem verdienen jedoch einige Vorschläge seines Plans beim Entwurf der Liturgie der Zukunft berücksichtigt zu werden.

J. Schmitz

GERHARTZ, Johannes Günter: „*Insuper Promitto*“. Die feierlichen Sondergelübde katholischer Orden. Analecta Gregoriana Vol. 153. Rom 1966: Verlagsbuchhandlung der Päpstlichen Universität Gregoriana. L. 4000, \$ 6,70.

Sondergelübde gibt es in vielen religiösen Gemeinschaften. Sie werden oft wenig geschätzt, weil die geschichtliche Entwicklung und ihr Sinn weitgehend unbekannt sind. Der Verfasser beschränkt sich auf die feierlichen Gelübde, die zusätzlich zu den drei Gelübden abgelegt werden. So muß in langen und nur wissenschaftlich interessanten Erörterungen untersucht werden, ob es sich im konkreten Fall um ein feierliches Sondergelübde handelt, obwohl der Unterschied zwischen einfachem und feierlichem Gelübde auf Sinn und Erfüllung des Gelübdes im Orden wenig Einfluß nimmt.

Jede Profeß ist Bindung an einen bestimmten Orden mit seinen Aufgaben. Dazu bedarf es keines Sondergelübdes. Aber Eigenart und Eigenaufgabe eines Ordens drängen danach, in der Profeß verpflichtend ausgedrückt zu werden. Durch das Sondergelübde kommt Ziel und Geist eines Ordens entfaltet zum Ausdruck, als es in der normalen Gelübdetrias möglich ist. Sondergelübde sind immer die Antwort eines Ordens auf die Anliegen der Zeit. Es ist zu unterscheiden zwischen Sicherungsgelübden und den eigentlichen Sondergelübden. Das Sicherungsgelübde soll Charakteristik und Grundlage des Ordens sichern. Die eigentlichen Sondergelübde sind entweder auf eine besondere Tätigkeit oder auf bestimmte Lebensformen ausgerichtet.

Zu den eigentlichen Sondergelübden ist auch das Gelübde des besonderen Papstgehorsams zu rechnen. In den 74 Seiten über den Papstgehorsam gelingt es dem Verfasser durch Vergleiche mit Orden vor und nach Ignatius den Sinn des besonderen Papstgehorsams der Jesuiten herauszuarbeiten, was gerade heute von Interesse ist.

Das Buch bietet zugleich Ordensrecht und Kirchengeschichte. Der Exkurs über den Benediktinerorden und das Schlußkapitel bieten grundlegende theologische Gedanken über Orden und Gelübde, die nicht nur für den Wissenschaftler, sondern allgemein wertvoll sind. Der

Verfasser schafft darin eine Verbindung, die von der benediktinischen Profeß über die Gelübdetrias und die Sondergelübde bis zum Versprechen der *Communauté* von Taizé reicht. Profeßformeln erscheinen hier als das lebendige Votum einer Gemeinschaft und ihrer Menschen zu ihren besonderen Aufgaben und Zielen. B. Zyzik

PEYRIGUÈRE, Albert: *Herr, weise mir den Weg*. Briefe der Führung, Bd. II. Deutsch von Maria-Petra Desaing. Luzern 1966: Räber-Verlag. 171 S. Pappband DM 13,80.

Auch der zweite Band der geistlichen Schriften von P. Albert Peyriguère besteht aus einer Sammlung von Briefen. Wer war Peyriguère? Ein französischer Priester (1883—1959), ein Schüler des Wüstenheiligen Charles de Foucauld, ohne ihn freilich je gesehen zu haben. Von seinen 53 Priesterjahren lebte er 30 Jahre als Einsiedler in einem kleinen Berberdorf im mittleren Atlasgebirge in Marokko. Er widmete sich dort ganz der Vormission und wollte in der Verborgenheit den Moslems das Christentum vorleben. Selbst ganz arm, wurde er ein Vater aller Armen, ein Helfer der Kranken und Bedrängten nach dem Vorbild Jesu von Nazareth. Von den Moslems wurde er deswegen als Marabut (= muslimischer Heiliger) hochverehrt.

Der erste Band seiner geistlichen Schriften „Von Gott ergriffen“ enthielt Briefe an eine Lehrschwester (vgl. OK 6 [1965] S. 235). Die Briefe des zweiten Bandes „Herr, weise mir den Weg“ sind zum größten Teil an einen Freund gerichtet (die anderen an ein krankes Mädchen), mit dem Peyriguère während des ersten Weltkrieges zwei Monate in deutscher Kriegsgefangenschaft zusammen war. Die beiden seelenverwandten, apostolisch gesinnten Männer hatten sich in kurzer Zeit gefunden, ein Priester und ein Laie. Der Priester wird seinem jüngeren Freund ein entscheidender Berater in der Berufswahl, später dem jungen Gutsherrn ein Seelenführer und der ganzen Familie ein treuer, mitfühlender, besorgter Freund, in seiner Hilfe stets diskret und unaufdringlich.

Die Graphologen behaupten, man könne aus den Schriftzügen eines Menschen sein Seelenbild, seinen Charakter, seine Gemütsart, ja sogar seinen Gesundheitszustand ablesen. Für die Briefe Peyriguère's, die an sich nicht für eine spätere Veröffentlichung bestimmt waren, trifft das sicher zu, verraten sie doch selbst noch in gedruckter Form Gesinnung, Veranlagung und Seelenverfassung ihres Urhebers. Peyriguère war ein Mystiker, ein Mystiker ohne Ekstasen, Visionen und außergewöhnliche Zustände, wenigstens wird derartiges nicht erwähnt. Seine Briefe sind der Widerschein eines innerlichen, ganz gottverbundenen Lebens. In dieser innigen Vereinigung mit Gott, den er in allem sah, suchte und fand, bestand seine Mystik. Selbst in den kleinsten, alltäglichen Verrichtungen, besonders seiner tätigen Liebe an den Hilfesuchenden, war er liebend mit ihm eines Willens. Besonders betont er Gebet und Opfer. Zu ihnen sucht er die ihm Anvertrauten unaufdringlich, mit viel Geduld hinzuführen. „Hingeopferte und Betende müssen der Erlösung den Weg bahnen zu den Menschen, die sie (die Erlösung) nicht wollen“ (S. 169).

Aus allen Zeilen seiner Briefe spricht eine große Seelenkenntnis, apostolische Menschenfreundlichkeit und unbedingtes Vertrauen in die Führung Gottes. Es ist schwer, die Stelle auszuwählen, die ihn am besten als den großen Seelenführer, den liebevollen Freund und den Mystiker offenbart. An die Lehrerin einer Schwesterngenossenschaft schreibt er: „Lernen Sie immer mehr, — aber nicht theoretisch, sondern um von ihm zu leben und es zu leben — daß das ganze Geheimnis mit Christus darin besteht, anzunehmen, daß nicht wir in uns sind, sondern daß er in uns ist. Das soll nicht nur in den religiösen Übungen des Tages praktisch werden, sondern auch in den kleinsten Kleinigkeiten unseres täglichen Lebens. Christus betet, arbeitet, leidet, wird verkannt und mißverstanden, fühlt und spricht, kommt und geht, hat Hunger und Durst und freut sich in uns“ (Von Gott ergriffen, S. 164).

Mit ähnlichen Worten beruhigt Peyriguère seinen Freund, den Gutsbesitzer und Familienvater, der überlastet, überfordert und von der Sorge um das Materielle aufgezehrt klagt, daß das Beste in ihm sterbe: die Freude am Gebet und die vertrauten Gespräche mit Gott. — Das kranke Mädchen tröstet er: „Die Kranken sind die Lieblinge des Meisters und die Werkleute auf Erden, weil alles Große hinieden nur durch Gebet und Opfer zustande kommt“ (S. 153).

Einmal schreibt der Einsiedler von El Khab seinem Freund: „Unsere Briefe gehen tatsächlich von Seele zu Seele“ (S. 95). Sie rühren auch heute noch, gedruckt, die Seele des Lesers an. Es sind Briefe der Führung und der Seelenleitung, die einen viel weiteren Kreis ansprechen, als Peyriguère je gedacht hatte. Man liest sie, liest sie betrachtend und betend, und so wird P. Peyriguère für Laien, Priester und Ordensleute unmerklich zum Betreuer im geistlichen Leben. Die sprachlich gut gelungene Übersetzung verdient unsere Anerkennung, die Übersetzerin unseren Dank. P. Dedoyard